Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 1 (1906-1907)

Heft: 18

Artikel: Henry Fielding

Autor: Dick, E.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748291

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wie ein Ding dem andern und ein Mensch dem andern, er sei wer er wolle, im Grunde unerbittlich fremd ist, und wie unsere Wege immer nur für wenig Schritte und Augenblicke sich kreuzen und den flüchtigen Anschein der Zusammengehörigkeit, Nachbarlichkeit und Freundschaft gewinnen.

Verse fielen mir ein und ich sagte sie im Gehen leise vor mich hin:

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein,
kein Baum sieht den andern,
jeder ist allein.

Voll von Freunden war mir die Welt,
als noch mein Leben licht war;
nun, da der Nebel fällt,
ist keiner mehr sichtbar.

Wahrlich, keiner ist weise,
der nicht das Dunkel kennt,
das unentrinnbar und leise
von Allen ihn trennt.

Seltsam, im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamsein.
Kein Mensch kennt den andern,
jeder ist allein.

Henry Fielding.

Von Dr. E. Dick.

Henry Fielding, dessen zweihundertster Geburtstag am 22. April wiederkehrte, ist eine der glänzendsten Gestalten, sein Name einer der größten in der Geschichte der englischen Literatur: sein Volk anerkennt ihn als den Vater und großen Meister des Romans, und sein Rang als erster und bester in seiner Art steht nicht weniger fest als der Shakespeares oder Miltons. Wie diese beiden größten unter den

großen, gehört er der Weltliteratur an: seine Jünger und Nachfolger haben in allen Sprachen geschrieben, und so viele ihrer auch sind, ein jeder schuldet ihm etwas. Es schickt sich wohl, daß heuer auch in nicht englischen Landen seiner gedacht werde. Daß ihm aber gerade eine schweizerische Zeitschrift einen Artikel widme, dafür gibt es zwei besondere Gründe: Fielding stammte aus einem ursprünglich schweizerischen Geschlecht, und — wer will, kann die beiden Tatsachen in Zusammenhang bringen — er hat gerade in der Schweiz seine eigentlichsten Nachfolger gefunden.

Der Name Fielding — in früheren Generationen Feilding — rührt von unserem Rheinfelden her: die Familie war ein Zweig des Hauses Habsburg, Linie Rheinfelden, und war im 13. Jahrhundert nach England gekommen. Schon vor mehr als hundert Jahren behauptete der Historiker Gibbon, der Verfasser des Tom Jones sei weitaus der größte aus dem ganzen ruhmreichen Kaisergeschlecht.

Bevor wir Vergleiche anstellen können, wird es nötig sein, die Werke unseres Dichters einmal anzuschauen.

Fielding war 35 Jahre alt und hatte bereits ein buntes Leben hinter sich — Student in Leyden, Lustspiel- und Farcendichter in London, Landjunker bis sein erheiratetes Vermögen dahin war, Journalist, wieder Rechtsstudent, endlich fertiger Jurist — als er seinen ersten Roman schrieb. Der ursprünglichen Absicht des Dichters nach sollte dieses Werk, Joseph Andrews, eine bloße Burleske auf Richardsons Geschichte in Briefen, Pamela, sein. Diese aber war ihrem Verfasser in ähnlicher Weise über seinen Plan hinausgewachsen: der nüchterne Buchdrucker Richardson hatte eigentlich nur eine Sammlung von Musterbriefen — das, was wir so schön einen Briefsteller nennen — schreiben wollen, wobei ihm die Geschichte mituntergelaufen war. Es war ihm „wie im Traum geschehn", und erst der Erfolg lehrte ihn, daß er mit seinem Buch etwas ganz Neues geschaffen habe. Fielding, der gewiegte Schriftsteller, belesen, gelehrt, kritisch denkend, fühlte bald, daß sein leicht begonnenes Werk größere Möglichkeiten in sich hatte. Unter seinen Händen, dem Dichter voll bewußt, wurde die Burleske zum unabhängigen Roman, aus dem sich die Formel der neuen Gattung glatt abwickeln ließ. Als erster hat Fielding sie, eben in Joseph Andrews, in Worte gefaßt und Kritik geübt über das, was vorher schon entstanden war. Richardson war zuerst angekommen; Fielding aber hat dem großen, neuen Weltteil den Namen gegeben, ihn durchforscht, ihm Wege und Gesetze vorgezeichnet; er hat vor allem das leuchtende Vorbild geschaffen. Es ist kein Wunder, daß der andere hinter ihm zurücktreten, sein Recht der Erstgeburt aufgeben mußte.

Fieldings Roman will ein komisches Epos in Prosa sein; der Dichter weist beständig auf Homer hin, wenn er auf die Regeln seiner neuen Gattung zu sprechen kommt. Die Ritter- und Schäferromane gehören nicht in die Familie; denn mit dem Roman, wie ihn Fielding versteht, haben sie nichts gemein als die äußere Form der Prosa. Sie entsprechen keiner Wirklichkeit: die Handlung ist aus der Luft gegriffen und unwahrscheinlich, die Charaktere sind unwahr, die Sprache ist so ungereimt wie reimlos. Fielding katalogisiert sein komisches Epos in Prosa auch als Biographie; er erblickt in ihm die eigentlichste, echteste Form der Geschichtsschreibung, und was seine Zeitgenossen für Geschichte halten, das möchte er als bloße Chronographie und Topographie bezeichnen. Seine Formel ist in allen Stücken die des realistischen Romans, wie sie besser im 19. Jahrhundert nie erfaßt worden ist. Vom Dichter verlangt er als Grundbedingung Sachkenntnis aus Erfahrung und Anschauung. Er selber hat sich nie vermessen, über den Kreis des ihm Bekannten hinauszugehen und zu erfinden, was er nicht wußte. So spielen alle seine drei Romane in der Gegenwart; ihr Schauplatz ist das südwestliche England, wo der Dichter daheim war, und London, wo er den größten Teil seines Lebens zubrachte; die Personen gehören den Ständen an, die der Dichter kannte. Sein Beispiel ist nicht immer gebührend gewürdigt worden, und einige haben ihm aus seinem „Parochialismus" sogar einen Vorwurf machen wollen.

Joseph Andrews verkörpert die Ideen Fieldings vortrefflich. Es ist eine Geschichte von prächtiger Frische, die sich heute so gut liest, wie vor 150 Jahren. Parson Abraham Adams und einige der Nebenfiguren gehören zum Besten, was Fielding geschaffen hat. Was dem Roman noch fehlt, ist vor allem eine gute Fabel, der feste Aufbau; man merkt ihm das Gelegenheitsstück an.

An Fieldings zweitem Roman fehlt nichts mehr. Erst sieben Jahre nach Joseph Andrews erschien Tom Jones (1749); das Werk hatte den Verfasser, wie er selber versichert, mehrere tausend Stunden Arbeit gekostet. Dafür wird Tom Jones denn auch als der unbestrittene König, das unerreichte Meisterwerk unter allen englischen Romanen anerkannt. Hier zählt die Fabel zum Allerbesten, und die Geschichte ist zum großen, kunstreichen Organismus geworden. Fielding hatte sich nicht umsonst als Dramatiker geübt, nicht umsonst über die Prinzipien seiner neuen literarischen Form nachgedacht. Die Handlung in Tom Jones ist nicht weniger sorgfältig angelegt als die Intrige eines Dramas und nicht minder kunstbewußt ausgeführt, als es ein großes Epos erfordert.

Es ist mir nicht Raum gewährt, über die Einzelheiten zu sprechen: über die glückliche Gruppierung der Personen, die Mannigfaltigkeit,

Richtigkeit, Schärfe der Charaktere, über die vollendete Erzählkunst, die kluge Einteilung des Werkes in Bücher und Kapitel, über die köstliche Art des Dichters, sich mit dem Leser persönlich zu unterhalten, über seinen Stil, seine Ironie, seine Weltweisheit, seinen tiefen Ernst, seine Herzensgüte, seine ganze, reiche Menschlichkeit. Mit Tom Jones hat der Roman Rang und Ordnung neben den edelsten literarischen Formen genommen; dem Schöpfer des Werkes gebührt wohl die Benennung des Homers des Romans.

Es ist keinem Menschen gegeben, zweimal das Höchste zu erreichen. Fieldings dritter und letzter Roman, Amelia (1751), kann sich mit Tom Jones nicht messen. Literarhistorisch aber ist er kaum weniger bedeutend; auf jeden Fall bezeichnet er eine weitere Entwicklung der Spezies. Mit Amelia durchbrach Fielding eine sich bildende Konvention, eine Schablone, über die der Roman auch heute noch selten hinauskommt: die Geschichte beginnt da, wo die meisten gewöhnlich aufhören, nach dem Verklingen der Hochzeitsglocken; ihr Gegenstand ist nicht das frische, fesselnde, jugendlich leidenschaftliche Suchen der Menschen nach dem Glück der Liebe, auch nicht das Drängen und Streben von starken Männern nach Entfaltung und Geltung: Amelia ist der Roman vom ehelichen Lieben und Leiden. „Die wechselnden Schicksale eines würdigen Paares nach seiner Vereinigung im Ehestand, soll der Gegenstand meiner Geschichte sein", so hebt der Dichter in gut epischem Stile an. Alles was geschieht ist Geschichte: Fieldings ganze Kunst geht hier darauf aus, das Gewöhnliche, Alltägliche zu schildern — kleine Vorkommnisse, abwechselnde Freuden und Ängste, gute und schlimme Wendungen — und zu zeigen, wie sich die Charaktere dabei halten, gestalten und entwickeln. Seine vornehmste Absicht aber war die Verherrlichung der Frau als Gattin und Mutter. Die Heldin Amelia ist eine der schönsten, lieblichsten Figuren der Romanliteratur.

Die Wahl eines solchen Stoffes bedeutete eine kühne, epochemachende Tat. Nur einer, der aller seiner Kräfte sicher war und seinem Können unbedingt vertrauen durfte, konnte den Schritt wagen; es konnte es nur einer tun, der alle Möglichkeiten des Romanes erkannt hat. Amelia ist in seiner Art ein nicht weniger gelungenes Werk als Tom Jones; wenn auch die Leinwand kleiner ist, die Farben gedämpfter, wäre es töricht, daraus zu schließen, wie es einige getan haben, des Dichters Kräfte hätten nicht mehr ausgereicht.

Über Fielding und die Schweizer muß ich mich mit einigen kurzen Hinweisen begnügen. In Pestalozzis Dorfgeschichte Lienhard und Gertrud finden wir ein fast vollkommenes Seitenstück zu Amelia (Amelia zwar ist eine Stadtgeschichte, ihr Schauplatz London). Booth, Amelias Gatte, ist der herzgute Mann, der Weib und Kinder unglück-

lich macht, wie Lienhard, und auf genau die gleiche Weise wie der Maurer von Bonnal. Amelia aber ist das Urbild der Gertrud, die Mutter, die ihre Kinder lehrt, das Haus zusammenhält, handelt, und mit Geduld und Milde ihrem irrenden Gatten wieder auf den Weg hilft. In beiden Büchern gruppieren sich um das Ehepaar die guten und die schlechten Nachbarn in ähnlicher Ordnung. Fielding will belehren und aufklären, wie Pestalozzi; er ist manchmal fast so eindringlich wie der große Pädagoge. Die beiden Schriftsteller gleichen sich auch in ihrer Manier, Kapitelüberschriften, Abschweifungen, Dialogisierung. Die Frage liegt nahe, ob nicht Beeinflussung des Schweizers durch den Engländer stattgefunden habe.

Zwischen Fielding und Gotthelf ließen sich hundert Vergleiche anstellen: ähnliche Schriftstellertemperamente, ähnliche Talente, ähnliche Tendenzen, ähnliche Anschauungen, ähnliche Manier. Beide waren Männer der Tat (Fielding hat als Jurist und Friedensrichter Großes geleistet), kräftig wirkende Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, in deren Dienst sie mit voller Absicht ihre Kunst stellen. Ihr Realismus ist die unerschrockene Äußerung eines robusten Temperaments, das den Verhältnissen und Zuständen keck ins Innerste schaut und die Menschen sehen und schildern will, wie sie sind.

Fieldings Romane, besonders Tom Jones, entsprechen in so hohem Maße dem gesunden, natürlichen Ideal der Gattung, daß sie als Maßstab angenommen werden dürfen, wie das Werk keines zweiten Romandichters. Die neueren Formen, der historische Roman, der psychologische Problemroman, der soziale, der politische, der religiöse Tendenzroman, sind Abarten, mehr oder weniger berechtigt. Es werden sich weitere Abarten entwickeln, neue Manieren und Moden werden sich der Reihe nach ablösen: der Roman, wie ihn der erste große Meister geschaffen hat, wird als Norm bestehen bleiben.